Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964
1935

121 (25.5.1935) Roman-Blatt. Beilage zum Durlacher Tageblatt

Visual Library

Haben Artisten Gemüt?

Humoreske von Hans Riebau

Wir sprachen, da uns einmal wieder gar nichts Besseres einfiel, über „Beruf und Charakter", und es wäre ein langweiliges und sich nur mühselig vorwärts quälendes Gespräch geworden, wenn nicht Hugo so ganz beiläufig gesagt hätte: „Artisten sind übrigens häufig sehr gemütsrohe Menschen."

Dieser Satz rief sofort Karl auf den Plan, der, bevor er ein schlechter Schauspieler wurde, ein guter Artist war und zuweilen an seinen alten Beruf wie an ein verlorenes Himmelreich zurückdachte. Kein Wunder, daß Karl die Behauptung von der Gemütsroheit seiner einstigen Kollegen mit aller Schärfe zurückwies. Kein Wunder, daß Hugo, durch eben diese Schärfe gereizt, nun seinerseits auf den Tisch schlug. Und es wäre zu einem ausgesprochenen Krach gekommen, wenn nicht plötzlich Pandlack, Amateur-Athlet und begeisterter Freund aller Artistik, seinen Schnurrbart gestrichen und mit seiner Bärenstimme gerufen hätte: „Kinder, haltet 's Maul! Ich will Euch eine Sache erzählen, die ich neunzehnhundertunddreißig in Chikago erlebt habe. Wenn ich damit fertig bin, wird keiner von Euch mehr die Frage aufwerfen, ob ein Artist ein Mann mit oder ohne Gemüt ist."

„Also los!" riefen wir (indem Hugo und Karl verbissen schwiegen), denn wir wußten: Die Geschichten, die Pandlack zu erzählen pflegte, waren nicht übel, und vor allem: Sie enthielten zumindest zu fünfzig Prozent die Wahrheit.

„Also paßt mal auf", fing Pandlack an. „Ich lauf' also eines Abends durch die Straßen von Chikago. Plötzlich bleibe ich wie gebannt stehen. Ich bin, wie Ihr wißt, nie in meinem Leben Polizeibeamter gewesen. Aber so ein bißchen Hüter der Ordnung ist im Grunde jeder gute Deutsche, und was ich da sah, mußte nun allerdings alle verborgenen Polizei-Instinkte auf den Plan rufen. Wenige Meter von mir entfernt nämlich machte sich, als ob sich so etwas von selbst verstünde, ein baumlanger Mann daran, die Fassade eines zehnstöckigen Hauses zu erklettern. Natürlich konnte ich so etwas nicht ruhig mit ansehen. „Hallo", rief ich, „Runter da!"

Der baumlange Mensch drehte den Kopf und sah nach unten. Dann sprang er, als ob er gewichtslos wäre, wie eine Heuschrecke vom ersten Stock auf die Straße. „Sie wünschen?" fragte er.

Diese Frage brachte mich ein wenig aus der Fassung. „Benutzen Sie doch lieber das Treppenhaus", murmelte ich, „es sieht besser aus, und außerdem — —"

„Wen geht das alles nichts an?" lächelte der baumlange Mensch. „Sind Sie Polizist?"

„Nein."

„Halten Sie mich für einen Einbrecher?"

„Ja."

„Ausgezeichnet!" rief der Fassadenkletterer. „Dann will ich versuchen, Sie von Ihrem Irrtum zu überzeugen."

Ja, und dann geschah es — —"

„Was geschah?" rief die Tafelrunde, denn Pandlack machte eine überlange Pause.

„Ihr wißt", fuhr er schließlich fort, „ich bin ein starker Kerl, früher war ich im Ringverein, später habe ich Jiu-Jitsu gelernt; aber hier in Chikago — — Ehe ich auch nur einen Gedanken fassen konnte, hatte der baumlange Mensch ein wenig an meinem Handgelenk gedreht, dann war ich gefesselt, dann lag ich mit meinen hundertundachtzig Pfund über seiner Schulter, und dann kletterte er — stellt Euch das bitte vor! — mit mir die Fassade des zehnstöckigen Hauses hinauf."

„Haha!" lachte die Tafelrunde, und sogar Hugo rannen die Tränen über die Backen, als er sich den Transport des dicken Pandlack vorstellte. Der aber machte eine Handbewegung: „Das alles ist noch gar nichts, Herrschaften, es kommt noch ganz anders. Also der Kerl brachte mich im Verlauf einer Viertelstunde bis zum achten Stock. Dort klopfte er an ein erleuchtetes Fenster. Ein Vorhang wurde zur Seite geschoben, das Fenster öffnete sich, und der Fassadenkletterer sprang in das Zimmer. Dort saßen an einem runden Tisch sieben Männer und spielten Karten. Sie beachteten uns gar nicht, und es schien, als ob der Weg durch das Fenster zu diesem Kreise zu den Dingen gehört, über die man weiter kein Wort verliert. Erst als der Fassadenkletterer mich von meinen Fesseln befreit und an den Tisch geführt hatte, legte der älteste von den Männern die Karten weg und rief: „Hallo, Jim, Du kommst nicht allein?"

„Wie Ihr seht", lächelte Jim, „ein alter Freund von mir! Er möchte sich gern ein wenig an unserer Geburtstagsfeier beteiligen und hat uns auch etwas Schönes mitgebracht." Dabei zog er mir aus meinen Manteltaschen nacheinander zwölf ausgewachsene Flaschen Whisky. Ich sperrte Mund und Nase auf. Denn erstens — damals herrschte noch Alkoholverbot in Amerika — hatte ich in den Staaten noch nicht eine Whisky-Flasche gesehen, und zweitens waren meine Manteltaschen so klein, daß ich nicht eine einzige Flasche hätte hineinzwängen können.

Die sieben Männer aber staunten keineswegs. Im Gegenteil, sie wurden, bevor sie auch nur einen Schluck getrunken hatten, außerordentlich vergnügt. Ein kleiner schwarzer Herr kam auf mich zu. „Ich sehe", lächelte er, „auch an den Korkenzieher haben Sie gedacht." Und er zog aus meiner Jackett-Tasche — einen Korkenzieher, denkt Ihr? Aber nein, ein Bett-Tuch, zwei Meter mal eineinhalb Meter groß. Während mir der kalte Schweiß auf die Stirn trat, faltete der schwarze Herr das Tuch mehrfach zusammen, legte es über die nebeneinanderstehenden Whisky-Flaschen, und als er es wieder fortnahm, waren alle zwölf Flaschen — entkorkt.

„Setzen Sie sich doch!" sagte der älteste von den Männern. „Sie zittern ein wenig, wie ich sehe." Ich setzte mich und trank mechanisch ein großes Glas Whisky aus.

„Jim", rief da einer der Männer, „hat denn Dein Freund außer dem Whisky nichts mitgebracht?"

„Wie konnte ich es nur vergessen!" schlug sich Jim gegen die Stirn. Dann griff er in meine linke Brusttasche und zog einen wohlgeratenen Baumkuchen mit einer leuchtenden Kerze hervor. Ich stieß einen gurgelnden Laut aus, trank noch einen Whisky, hielt einen Finger über die Kerze und zog ihn mit einem „Au" zurück. Die Kerze brannte."

„Junge, Junge", murmelte die Tafelrunde.

„Es kommt noch besser", fuhr Pandlack fort. „Also paßt auf! „Wir wollen jetzt auch unseren Gast beschenken", sagte, nachdem wir ein Lied gesungen hatten, der älteste von den Männern. „Bitte, schließen Sie genau drei Sekunden lang die Augen."

Ich schloß die Augen, zählte einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig und öffnete sie wieder. Der kleine Tisch, auf dem der Baumkuchen stand, war mit Geschenken überladen. „Alles für Sie", sagte Jim und grinste. Ich beugte mich über den Tisch und sah: Meine Uhr, meine Brieftasche, meinen Füllhalter. Und was hing dort über der Stuhllehne? Kein Zweifel — ich mußte mich bereits mit meiner Hose beschäftigen —, dort hingen meine Hosenträger neben den Schnürsenkeln, die sie mir aus den Schuhen gezogen hatten.

Ich fühlte, daß ich weiteren Ueberraschungen so wenig gewachsen war wie etwa einem weiteren Glas Whisky. „Verzeihung", flüsterte ich, nachdem ich Uhr, Schnürsenkel und Hosenträger wieder an Ort und Stelle gebracht hatte, „es war mir ein Vergnügen, aber ich muß jetzt gehen."

„Schade", sagte der Präsident, „wir hätten uns gern noch ein bißchen mit Ihnen unterhalten. Aber so eine Geburtstagsfeier ist, muß ich selbst zugeben, nicht allzu interessant. Anders hingegen verhält es sich im Fasching. Dürfen wir Sie zur Karnevalsfeier der Artistenloge „Magie" hiermit ergebenst einladen?"

Ich nickte und ging mit schlotternden Knien zur Tür. „Aber Sie können es doch viel bequemer haben!" rief da Jim, der baumlange Fassadenkletterer, stieß das Fenster auf und — warf mich hinaus in die dunkle Nacht . . .

Ich fühlte, wie ich fiel. Aus, dachte ich, alles aus. Kein Traum. Keine harmlosen Artisten, sondern Verbrecher. Aber ich war wiederum auf dem Holzweg. Plötzlich fiel ich nicht mehr, sondern schwebte. Die Kerle hatten mir — was sagt Ihr dazu? — einen Fallschirm um den Bauch gewickelt, und sanft kam ich auf der Straße an . . ."

„Junge, Junge!" murmelte die Tafelrunde. „Das war ja eine tolle Geschichte."

„Ganz recht", nickte Pandlack und krempelte die Aermel hoch, „wagt nun noch jemand die Behauptung zu wiederholen, Artisten hätten kein Gemüt?"

Niemand wagte es.

Roman-Blatt

Beilage zum Durlacher Tageblatt

HERZENSNOT

VON ROBERT FUCHS-LISKA

8

„Oberst Golondrina", bestätigte der Kommerzienrat heiter. „Die Golondrinas — ich glaube, es heißt Meerschwalben — das sind nämlich die südeuropäischen Erntearbeiter, die jedes Jahr über den Ozean nach Argentinien kommen und nach kurzem Kampfleben wieder heimwärts ziehen. Weil nun der alte Herr in seinen Reiseplänen im Geiste einmal sogar bis nach Argentinien kam, so habe ich ihn Oberst Golondrina getauft."

„Und diesen Spottnamen läßt sich mein Vater gefallen?" staunte Dela.

„Oh, von mir läßt er sich sehr gern was gefallen. Das haben Sie doch bemerken können schon daran, daß es mir gelang, ihm seine unzweckmäßigen weiten Reisen auszureden. Haben Sie mich nicht bewundert?"

„Nicht nur das, ich habe mich auch über Sie gefreut", versicherte sie und bot ihm dankbar die Hand.

Er hielt die zarten Finger fest und seufzte drollig, wonach er vorbrachte: „Diese kleine Hand, Dela — wie oft haben Sie mir die nun schon gereicht! Und jedesmal muß ich denken: Ach, wenn es doch für's Leben wäre. Aber dafür besteht ja wohl wenig Hoffnung — wie?"

Dela blieb ziemlich lange still, bevor sie sanft sagte: „Das erstemal, daß Sie so etwas wie eine persönliche Werbung wagen, Herr Kommerzienrat."

„Nicht das fremde Herr", bat er. „Wenn wir nicht als gute und vertraute Freunde fahren, muß ich nämlich aussteigen. Und Sie wissen doch, wie schwer mir das Laufen fällt. — Also gut, lassen Sie meine vorsintflutlichen Worte von vornherein mal als Werbung gelten. Wie denken Sie darüber?"

„Ich bin weder erschreckt noch erstaunt. Mein Vater hatte mir Ihre Absichten schon angedeutet. Ich mußte demnach vorbereitet sein, daß Sie sich einmal äußern würden."

„Nicht erschreckt und nicht erstaunt", erwiderte Leuenberg mit betrübtem Gesicht. „Wenn Sie mich das ins Deutsche übertragen lassen, so heißt es mit anderen volkstümlicheren Worten: es ist Ihnen schnuppe."

„Wäre Ihnen denn gedient mit dem Einverständnis eines Mädchens, das sein erstes Erlebnis von Herzensnot noch nicht ganz überwunden hat?"

„Wahrscheinlich nicht, Delachen", stimmte er bei. „Es wird mir schließlich nichts weiter bleiben, als den glücklichen Mann zu beneiden, dem Ihre standhafte Treue gilt. Na, auch gut. Wenn wir nur Freunde bleiben, so daß ich wenigstens ein bißchen Anteil an Ihrem Herzen habe."

Sie unterließ es, ihn dessen mit Worten zu versichern. Aber als er jetzt ihre Finger loslassen wollte, war Dela es, die seine Hand nicht freigab. Er wurde verlegen und wagte sich nicht zu rühren. So saßen sie schweigend nebeneinander, bis der Kraftwagen vor dem alten Häuschen hielt.

* * *

Kommerzienrat Leuenberg begab sich gleich nach der Heimkehr in sein Wohnzimmer, das im obersten Geschoß der Villa gelegen war. Es war ein bescheidener kleiner Raum mit wundervollem Ausblick auf das Albtal.

Leuenberg trat an das kleine Fenster und schob die altmodischen, der Stubeneinrichtung angepaßten, großmaschig weißen Gardinen beiseite. Drunten lag das vom sonnigen Lenz wie mit froher Verheißung überglänzte Land. In der Ferne flimmerte der Elbstrom mit gleißendem Gewässer. Lange stand der reiche Mann vor diesem Anblick und ließ seine Gedanken schweifen. Mit einem tiefen Seufzer befreite er sich von seinem Versunkensein und öffnete einen einfachen alten Kleiderschrank. Hier hatte der Hochzeits-Anzug des Paares Leuenberg noch eine Stätte gefunden. Doch der Schrank wies ein besonderes Fach auf, das dem zur Zimmereinrichtung nicht passenden neuzeitlichen Fernsprechapparat zum Versteck diente. Leuenberg setzte die Drehscheibe in Bewegung, bis die eingestellte Nummer sich meldete.

„Sind Sie selbst da, Schirow?" begann er das Gespräch. „Nun, lieber Freund, Sie wissen ja, daß der Versuch des Chapiro, ein eigenes Unternehmen zu gründen, mißglückt ist. Die Geschichte veranlaßt zu einer persönlichen Frage: Wie steht es nun eigentlich mit Ihrer Ehe? Ah so, Ihre Gattin ist mit Ihrem Einverständnis in Berlin. Nächstens endgültige Aussprache mit ihr? Mein lieber Mann, nächstens ist ein äußerst dehnbarer Begriff. Nun hören Sie mal gut zu, was ich sage: Fräulein Rodenaar hat Ihnen sehr verübelt, daß Sie sich damals in Berlin nicht blicken ließen. Wenn Sie den Riß leimen wollen, der sich meiner Beobachtung nach mehr und mehr auftut, so müssen Sie sich dazuhalten. Wollen Sie übermorgen Vormittag doch zu Roß auf der Hofwiese erscheinen? Ja. Gut. Sie werden mich und jemand anders dort treffen."

Bevor Schirow noch etwas erwidern konnte, hing Leuenberg den Hörer ein und unterbrach die Verbindung. Er schloß den alten Schrank und trat wieder ans Fenster. Ein paarmal schrillte die Klingel hinter der Schranktür. Es konnte nur Schirow sein. Der Kommerzienrat überhörte den Anruf absichtlich. Er hatte seiner Menschenpflicht genügt. Nun gab es nur noch eines: Delas Entscheidung! Hatte sie überwunden, dann — — doch er wollte nicht Pläne machen.

* * *

Absichtlich war der Kommerzienrat lange vor der mit Dela zum Morgenritt verabredeten Stunde gekommen. Als die alte Lene ihm die Haustür geöffnet hatte, bestimmte er: „Dem gnädigen Fräulein sagen Sie nicht, daß ich schon da bin. Ich will ungestört etwas mit dem Herrn Oberst besprechen."

Oberst Rodenaar wunderte sich: „Nanu — zu Fuß? Wo Sie doch sonst ohne Ihre überdauernde Benzinkutsche nicht auskommen können."

„Ich bin auf Schleichwegen, mein werter Golondrina", scherzte Leuenberg. „Da taugt der ratternde Motor nicht. Ich könnte aber auch sagen: ich wage mich in die Höhle des Löwen, da kommt man möglichst bescheiden."

Der alte Herr musterte seinen Besucher mißtrauisch und meinte: „Man sieht's Ihnen an, daß Sie etwas auf dem Herzen haben. Hoffentlich kommen Sie mir nicht mit neuen Vorschlägen wegen meines Hauses."

„Nicht die Spur", versicherte der Kommerzienrat. „Es bleibt bei dem verabredeten äußeren Wechsel. Sobald Sie sich entschieden haben, welches Bad Sie aufsuchen wollen, und sobald Sie im Mai abgereist sind, geht der Umbau los. Im Hochsommer halten Sie dann Einzug im neu-alten Häuschen."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

„[illegible]?" brummte Rademar.

Levenberg nahm in der Ecke des Sofas seinen Stammplatz ein.

„Mein Feierlichsein ist der Bedeutung des Tages angepaßt", erklärte er. „Es ist der Tag der Entscheidung. Zunächst, lieber Oberst, möchte ich feststellen, ob ich Ihnen als Schwiegersohn willkommen wäre."

Es klang trotz aller Wahrheit herzlich, als der alte Herr bejahte: „Ich habe mich nach und nach an Sie gewöhnt. Etwa so, wie man sich an einen Stiefel gewöhnt, der anfangs ein bißchen drückt. Das letzte Wort hat schließlich meine Tochter zu sagen."

„Sie wird es heute sprechen", gab Levenberg bekannt. „Das freilich mehr verblümt und auf Umwegen. Nun bin ich gekommen, mein lieber guter alter Freund, um Sie an etwas zu erinnern. Sie wissen doch noch, daß Sie mir Ihr Soldatenwort gaben, keine Winkelzüge zu machen, wenn Dela ihre Wahl getroffen hat?"

„Ich stehe selbstverständlich zu meinem Wort", polterte der Oberst. „Soeben hörten Sie doch, daß ich mich an Sie gewöhnt habe. Bei Ihnen muß man stets alles zweimal sagen."

„Gut, ich danke Ihnen", sagte der Kommerzienrat mit ernster Miene. „Nun wollen wir aber mal Probleme wälzen. Angenommen, nicht ich bin es, dem die Wahl Delas gilt. Was dann?"

Dem Oberst dämmerte ein Verdacht. Er starrte den Besucher durchbohrend an.

„Machen Sie hier etwa den Brautwerber für einen gewissen Jemand?" suchte er zu ergründen.

Levenberg umging eine gerade Antwort, indem er lebhaft bekundete: „Sie meinen Behlow. Ihr Kind hat diesen Mann seit dem letzten Auftritt im vorigen Sommer nicht wiedergesehen. Ich bin aber der Ueberzeugung, daß sie ihn keineswegs vergessen hat. Verstehen und begreifen Sie's lieber alter Freund: Ich habe Ihr Kind sehr, sehr lieb . . . zu lieb aber, als daß ich sehen möchte, wie Dela gegen ihre innere Ueberzeugung meiner Werbung zustimmt. Tut das, weil Sie ihr klarmachten, ich wäre die Versorgung, die ein guter Papa für seine Tochter ersehnt."

Der Oberst unterbrach heftig: „Sie führen was im Schilde, Kommerzienrat. Ich muß Sie ersuchen, bedingungslos offen zu sein."

„Da muß ich also eingestehen, daß ich alle Versuche machte, das Herz Delas zu erproben. Ich wußte, daß jene Frau Winkler in Berlin die Schwester Behlows ist. Wenn ich Dela bei der Dame unterbrachte, so hoffte ich, die beiden Menschen würden dadurch einander begegnen. Das Schicksal hat es nicht gewollt. Wiederum tappte ich im Dunkeln, ob meine Werbung angebracht sei, ob nicht."

„Waas?" stieß Oberst Rademar mit bebenden Lippen hervor.

„Nicht unterbrechen", bat Levenberg. „Ihre Tochter verließ vorzeitig das Haus der Frau Winkler. Ich gönnte Behlow reichlich Zeit, sich dem Mädchen zu nähern. Das tat er nicht. Nun blieb mir nichts übrig, als Dela nach Hause zu bringen, wie ich's Ihnen versprach. Zum erstenmal erkannte sie, wie gut ich es meine. In den letzten Wochen hier haben wir uns in herzlicher Freundschaft gefunden. Ich bin überzeugt, sie würde meine Werbung nicht zurückweisen. Ich habe aber Angst, sie könnte das später bereuen."

„Angst — vor was?" schnaufte der Oberst verbissen.

„Behlow und ich, wir haben gemeinsame geschäftliche Interessen. Ich wäre als Geschäftsmann ein Tor, den Mann zu opfern, denn er hat als Kaufmann eine glückliche Hand. Unmöglich, ihn meinem Hause fernzuhalten . . . und lassen sich dann Begegnungen zwischen Behlow und Dela nicht vermeiden, so ist vorauszusehen —"

„Kein Wort mehr!" gebot der Oberst mit starker Stimme. „Eine Rademar würde nie vergessen, was sie ihrer Ehre und der Ehre ihres Mannes schuldig wäre."

„Daß ich dies nicht bezweifle, beweist meine Werbung um Dela", beruhigte Levenberg. „Doch, lieber Freund, auch so heilige Ehrenhaftigkeit einer Frau vermag nicht die Herzensnot zu ersticken, mit der sie sich später quält in den Gedanken: ich hätte meiner Liebe treu bleiben sollen, denn nun er frei ist, wäre er mein! Ich will Dela glücklich wissen. Darüber kann sie nur selbst entscheiden. Und das soll heute geschehen."

Der alte Herr schnellte von seinem Schreibtischsessel auf und forschte: „Was Ihnen in Berlin nicht gelang, das wollen Sie heute vollbringen?"

„Ja, eine Begegnung zwischen Dela und Behlow", gab Levenberg Bescheid. „Dann werde ich traurig sein, doch aber auch beglückt zugleich, denn ich hätte das Mädchen, das ich aufrichtig liebgewonnen habe, glücklich gemacht. Auch im Verzicht liegt Größe."

„Sie sind mir ja ein wunderbarer Feldherr", spottete der alte Soldat. „Um eine Entscheidung im Gefecht herbeizuführen, wollen Sie sich vom Feinde schlagen lassen."

Levenberg fiel sofort ein: „Sie sind also überzeugt, daß meine Taktik zur Niederlage führt. Schmeichelhaft für mich, Alter! Da muß ich Sie denn nun an Ihr mir gegebenes Wort erinnern: keinen Rückzug, wenn Ihre Tochter die Wahl getroffen hat."

„Das bezog sich nur auf Sie."

„Nein, denn mit allem, was ich damals sagte, meinte ich in erster Linie mich selbst, gewiß. Daß aber hinter meinen Worten ein auf Behlow bezüglicher Vorbehalt verborgen war, das herauszuhören, waren Sie nicht schlau genug, Oberst."

Da donnerte der Alte: „So seid ihr modernen Menschen. Eine Welt, die ich nicht verstehe. Ich habe zu lange gelebt!"

„Nein, Sie sind zu früh auf die Welt gekommen", versuchte der Kommerzienrat zu scherzen. „Unsere Zeit hat ihr gutes: sie lehrt, daß allzu starkes Festhalten am Herkömmlichen die Sinne, die Seele und den Geist abstumpft. Ihr Alten habt die Postkutsche eurer Zeit fahren lassen in dem Glauben, die Landstraße ginge immer nur geradeaus, immer nur in der Ebene dahin, niemals bergan, wo auf dem Gipfel sich andere Ziele zeigen. Ihr saht stets nur die Welt, wie sie vor euren Augen lag; nicht aber, wie sie hinter der Ecke aussah. Und nun, wo ihr doch schließlich um die Ecke 'rum müßt, wundert ihr euch, daß es auch dort noch Menschen gibt. Menschen mit einer neuen Weltanschauung, die euch nun einmal nicht [illegible] sagen können: Ihr habt's gewiß stets gut gemeint, ihr Alten, aber wir müssen auch leider zeigen, daß wir's noch besser meinen!"

„Besser meinen!" brummte der alte Herr. „Ich freute mich auf einen Schwiegersohn, mit dem ich mich glänzend vertrage, mit dem ich stets einer Meinung bin. Und was tun Sie? Sie, der ich Ihnen schon vor der Hochzeit in allem nachgebe, wie tun Sie das Leid an, mit dem Herzen meines Kindes ein Fangeballspiel zu treiben: Hoppla — fange ich das Herz? . . . hoppla — fängt es Behlow . . . hoppla behält sie's für sich selbst? Sie sind ja ein ganz ausgemachter Narr, Levenberg! Treten Sie als ein Mann vor meine Tochter hin und sagen Sie: Ich will dich! Oder aber: lassen Sie sie überhaupt in Ruhe. Ich dulde nicht, daß Sie Dela in Versuchung führen und ihr diesen Behlow in den Weg stellen. Was Sie da vom Glücklichmachenwollen reden, das ist Unfug. Zu meiner Zeit hielt man das Mädel, das man liebte, mit allen Fasern fest. Und es hat sich dann stets erwiesen, wie das der einzig richtige Weg war, die Weibsleute glücklich zu machen."

In das Donnerwetter hinein klopfte es. Der Oberst verstummte und sank vor Aufregung schnaufend in seinen Schreibtischstuhl, während Levenberg, über das Anpochen erschrocken, sich rasch erhob. Dela trat ein.

„Vater, man hört dich ja bis zum Dachstock hinauf", sagte sie mit angstvollen Augen. „Zankst du dich mit Herrn Levenberg?"

„Im Gegenteil, meine liebe Freundin", erläuterte der Kommerzienrat mit Humor. „Ihr Vater hat mir auf seine Art eine Liebeserklärung gemacht."

„Komm mal her, mein Kind", fiel der alte Herr ruhiger ein. „Ich habe dir nicht verschwiegen, daß der Mann da um dich wirbt."

Levenberg warf dazwischen: „Das war nur richtig, denn mit dem Verschweigen haben Sie schon gründlich Pech gehabt, Oberst."

Unbeirrt fuhr Rademar fort: „Auf Umwegen will er ergründen, ob du ihn nimmst oder nicht. Mir gefallen keine Umwege nicht. Ich hasse die Leisetreterei. Ein Mann soll ein Mann sein. Dazu scheint ihm der Mut zu fehlen. So sei du der Mann, Dela, und habe den Mut zur Erklärung. Sagst du Ja oder Nein?"

Es war ein wunderschönes Lächeln, mit dem Dela antwortete: „Wenn Georg ein Ja hören will, so habe ich es hiermit gesagt."

„Dann bin ich hier überflüssig", sagte der Oberst entschlossen. Er stand auf und legte seine einzige Hand auf Levenbergs Schulter: „Mann, Sie haben es mir und meinem Kinde und nicht zuletzt sich selbst redlich schwer gemacht. Aber wenn es sich darum handelt, Mut zu bekunden, dann muß erst ein alter Krüppel wie ich kommen, um zu zeigen, was Beherztsein ist. Wenn Sie als mein Schwiegersohn auch so wenig Mut aufbringen, dann steckt das Mädel Sie bald in die Tasche."

Als der alte Herr taktvoll das Zimmer verlassen hatte, murmelte Levenberg gepreßt: „Behlow wartet auf der Hofwiese auf uns, Dela."

Sie stand da und sah in dem flotten Reitanzug aus wie das lachende Leben, und lachend sagte sie auch: „Dann wartet er so vergeblich, wie ich in Berlin. Sie sind in einem ganz sonderbaren Irrtum befangen, Georg. Meine Treue galt nicht dem Manne, der — wie die Verhältnisse liegen — von Anfang an mir so unerreichbar war, wie unerreichbar ich ihm. Meine Treue galt nur meinem eigenen Herzen und meiner Ueberzeugung. Ich wollte gerecht sein gegen ihn und gegen mich selbst."

„Und nur deshalb schufen Sie sich all die Herzensnot, Dela?" fragte er in tiefer Erschütterung.

„Kommen Sie, Georg", bat sie. „Sie sollen heute zum erstenmal Zuschauer sein, wenn ich den Rappen „Herzensnot" reite. Ausritte gibt es nicht mehr, nur Arbeit in der Bahn. Im Sattel will ich die Heide erst dann wiedersehen, wenn ich mir ruhigen Gewissens sagen kann, mein Wille hätte über „Herzensnot" gesiegt."

Er verstand, daß sie nur im Doppelsinn von dem Pferde sprach und küßte ihr schweigend die Hand.

* * *

Levenberg, Behlow und Dr. [illegible] hatten sich zu einer letzten Aussprache versammelt, da Behlow in einigen Tagen nach Neuyork reisen sollte. Er hatte den Auftrag, der Firma Fischer den deutschen Alleinvertrieb eines neuen Patents zu sichern.

Nun war alles beredet. Levenberg erhob sich.

„Darf ich Sie übrigens auf etwas aufmerksam machen, Behlow?" sagte er. „Die Berliner Zeitungen melden, Maud Chabrin ginge nach Hollywood. Sie reist dieser Tage mit dem Dampfer Deutschland, benutzt also das gleiche Schiff wie Sie."

„Aber das hat mir meine Frau doch selbstverständlich geschrieben", erwiderte Behlow sehr betonend. „Es ist zwar keine verabredete Zusammenkunft. Nachdem jedoch das Schicksal es darauf abgesehen zu haben scheint, uns einander immer wieder in den Weg zu führen, könnte die Reise von Bedeutung werden. Wir waren in der letzten Zeit wieder gute Freunde geworden. Schließlich glätten sich in jeder Ehe nach und nach die Wogen. Meine Frau ist jetzt in glänzender Laune. Sie hatte in der Rolle einer [illegible] Königin gewaltige Erfolge. Eine amerikanische Gesellschaft ist überzeugt, in ihr eine hervorragende Filmkünstlerin entdeckt zu haben. Ich hätte nun noch", fuhr Behlow zögernd fort, „einen Auftrag für Sie, Kommerzienrat. Es war einmal — der Anfang ist berechtigt, trotzdem die Geschichte kein Märchen ist, so sehr sie mir auch zum Märchen wurde . . . also: es war einmal ein Mädchen, das hielt einen Mann für einen armen Stallmeister und da schenkte sie ihm zehn Mark."

„Wollen Sie die zehn Mark etwa zurückgeben?" warnte Levenberg rasch. „Tun Sie das nicht. Solch ein Märchengeschenk ist immer ein Glücksbringer und ein Talisman."

„Sie haben recht", sagte Behlow und verbarg den Geldschein wieder in dem besonderen Fach seiner Brieftasche. „Man sagt, es gebe keine Märchen mehr. Sie, Kommerzienrat, und ich — wir wissen es besser."

Leise fragte Levenberg: „Sind Sie überzeugt, Behlow, daß ich alles getan habe, um Dela und Sie auszusöhnen?"

Nach kurzem Schweigen antwortete der große starke Mann sanft: „Ja, und ich habe Sie als Mensch mit Herzensgüte und Seelengröße kennengelernt. Sie haben Ihr Glück redlich erworben, lieber Freund."

* * *

Wieder lag die [illegible] Heide in glitzerndem Sommersonnenlicht. Den würzigen Geruch der tiefen Föhrenwälder trug ein sanfter Wind über die jungen Kiefernschonungen hin, wo der gelb leuchtende Heidesand zwischen den erst handhohen Tannenbäumchen zutage lag, als wäre da die Erde lauteres Gold. An den Rändern der Furchen blühte hier und da schon das Heidekraut. Das Gurren der Waldtauben lockte. Rotwild und Rehe wechselten über die Reitwege und blieben verhoffend stehen, wenn sie, den Menschen im Sattel nicht ahnend, die Pferde gewahrten.

Um diese Zeit des zu Ende gehenden Augustmonats zog Oberst Rademar ins neu-alte Häuschen ein. Im Innern fand er alles, wie's gewesen war. Eine liebevolle Hand hatte dafür gesorgt, daß nichts verändert wurde in den Räumen des Erdgeschosses. So umschloß die neue Hülle den alten Kern. Vergangenheit und Gegenwart waren vereint worden. Ein Wunder war vollbracht, um eine letzte schöne Zukunft des alten Soldaten zu betreuen.

Die alte Lene half ihrem Herrn beim Auspacken.

„Na, da gehen Sie ja wohl überhaupt nicht mehr aus Ihrem Zimmer 'raus, Herr Oberst?" frug sie eben. „Aber das gibt's ja nu nich! Ich werde schon dafür sorgen."

„Ich habe doch jeden Nachmittag einen wichtigen Weg vor, so oft schönes Wetter sein wird", gab der Oberst zurück.

„Ich weiß schon. Sie haben unserem Delachen versprochen zuzusehen, wenn sie heimreitet. Da machen Sie sich nur mal gleich auf die Socken."

Es war wunderbar, wie der alte Soldat gehorchte. Er ließ sich den säuberlich abgebürsteten breitrandigen Schlapphut überreichen, hielt mäuschenstill, als Lene eifrig ihm Schultern und Rockschöße mit der Bürste bearbeitete. Dann schritt er in den sonnengleißenden Spätnachmittag hinaus. Im Gipfel [illegible] schimmerte der Strom wie flüssiges Gold.

In einer Mulde zwischen stillen Föhren liegt der Friedhof des Weißen Hirsch. Dort suchte der Oberst einen blumenüberblühten Hügel. Entblößten Hauptes, das silberweiß leuchtete in seinem von Kümmernissen und Not gebleichten Haar, stand er davor.

Ach, du Trenchie, dachte er, daß du sie nicht mehr erlebt hast, die große Wende, die Aussöhnung des Mannes der Vergangenheit mit den Menschen der neuen Zeit.

Vor dem Friedhofstor ragte eine granitene Säule, ein Ehrenmal für die Toten, die in Treuen der Heimat sich geopfert hatten im großen Kriege. Stolz strebte der graue Steinpfeiler empor aus mächtiger Sockelplatte. Er würde auch gen Himmel ragen, wenn ein neues Geschlecht erst richtig erkannt hätte, daß zwischen Vergangenheit und Zukunft eines Volkes Gegenwartsweg liegen mußte, den nur die mutige Liebe zum Vaterland überwinden konnte.

Bei diesem Ehrenmal nahm Oberst Rademar Aufstellung. Er brauchte nicht lange zu warten, bis in dem kurzen Hohlweg nebenbei ein Reiterpaar auftauchte. Die jugendliche Frau auf dem edlen Rappen grüßte mit hellem Zuruf schon von weitem, spornte das Pferd zu ein paar mutigen Galoppsprüngen und parierte vor dem Vater. Etwas behäbiger folgte Levenberg auf seinem Schimmel.

„Nun, Vater", fragte er, „wie fanden Sie sich zurecht in Ihrem Häuschen?"

„Alles wundervoll", lobte der alte Herr. „Innen alt und außen neu . . . das hätte man zu meiner Zeit nicht fertiggebracht."

„Sie geben also zu, auch unsere Zeit hätte ihre Vorzüge?"

Liebevoll ließ der alte Soldat den beglückten Blick über die liebliche Erscheinung der Tochter schweifen. Dann trat er heran an den Schimmel des Schwiegersohnes und reichte dem Mann im Sattel dankbar die Hand.

„Eines noch will ich Ihrer neuen Zeit zubilligen, Georg", sagte er. „Das Persönlichste ist: sie gestattet leichter, daß Menschen zueinander finden."

Levenberg drückte herzlich die Hand des alten Herrn, dann gab er ernst zurück: „Ich hoffe, Sie beziehen das nicht nur auf Dela und mich, sondern auch auf mich und Sie, lieber Vater."

Ende.

Buntes Allerlei

Geschlossener Marsch zur Wahlurne

Eine erheiternde kleine Episode hat sich anläßlich der französischen Gemeindewahlen in einem kleinen korsischen Dorfe zugetragen. Der Wahlvorstand, ein 80jähriger Bauer, hatte vielleicht keine übertriebene Wahlbeteiligung in seiner Gemeinde erwartet. Daß jedoch nicht ein einziger Wähler erscheinen würde, dachte er doch nicht. Immerhin wartete er treu und ergeben von 8 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags und hoffte, daß von den 71 Wahlberechtigten seines Bezirks doch vielleicht noch ein Einziger erscheinen würde. Um 4 Uhr nachmittags wurde es ihm zu bunt. Er machte sein Wahllokal zu und begab sich nach Hause. Als er kurz vor sechs Uhr noch einmal nachsehen wollte, ob sich etwa noch ein Wähler eingefunden hätte, war das Wahllokal erbrochen. Die Stimmberechtigten hatten sich verabredet. Sie wollten alle zusammen wählen gehen und waren nachmittags gegen fünf in geschlossenem Marsche angerückt. 71 Stimmzettel lagen in der Wahlurne. Der Wahlvorstand tat den seinigen noch hinzu und freute sich über die starke Wahlbeteiligung seines Bezirks!